

Ernst Bieber
Grossbauerstraße 107
1210 Wien
0664 582 4771

23 Seiten

Kellerpartie

Erzählung von Ernst Bieber

Hans B. liebte es, ins Glas zu schauen. Nicht, dass er oft beschwipst oder gar betrunken gewesen wäre, nein, er beschrieb mit sinnlichem Vergnügen den Glaseinhalt, erdachte dafür phantasievolle Vergleiche, schnupperte daran und gönnte sich höchstens einen Schluck, meistens jedoch ließ er diesen nur im Gaumen auf- und abtanzen, um ihn dann auszuspucken. Bei den vielen Dutzend Weinen, die er oft schon vormittags probierte, entsprach das einem Selbstschutz-Mechanismus für Leber und Führerschein. Hans B. war Vinothekar in K., einem Ort in einer Weingegend.

Immer wieder lud er Kunden in sein Geschäft, denen er die Produkte, die er im Programm hatte, schmackhaft zu machen versuchte. Viele folgten seinen Beschreibungen mit Aufmerksamkeit, mitunter sogar mit Andacht, und waren bemüht, nachzuvollziehen, was B. ihnen predigte. Nur eines scheuten die meisten, ihrem Vorbild nachzuahmen: Den Trunk, den sie vorgesetzt bekamen, wollten sie in vollem Umfang, also auch im Schlucken, genießen und nicht in eines der bereit gestellten Tongefäße spucken. Dieser Umstand hat gewiss auch mit einer angeborenen Ökonomie der Menschen zu tun, die das, wofür sie gezahlt haben, auch zur Gänze konsumieren wollen. Denn billig waren die Kostrunden des Hans B. nie, wie auch die Ware, die er führte, nicht in Billigregalen von Supermärkten zu finden waren.

Wenn er seine Weinpalette präsentierte, jedes Mal einen anderen Schwerpunkt wählend, dann übte er sich auch in Charakterstudien. „Weingenuss,“ pflegte er seiner Frau zu sagen, „löst nicht nur die Zunge, sondern auch das Korsett des guten Benehmens.“ Er hatte die Erfahrung gewonnen, dass mit fortgeschrittenem Weinkonsum jede Gesellschaft lockerer wurde, dass Unterschiede in der Herkunft der Menschen aufgehoben und sogar Bildungsgräben überbrückt wurden, weil dann nur noch das Wissen über Wein zählte. Diese Wirkung faszinierte ihn, und deshalb ermunterte er nach dem offiziellen Teil seiner Präsentationen die Gäste, sich von ihrem Lieblingswein nachzuschenken, so viel sie verantworten konnten, wenn sie mit dem Wagen gekommen waren, und noch ein Weilchen miteinander zu plaudern.

An jenem Freitagabend waren es dreizehn Leute, die seinem Kurzseminar in den Vinothekräumen lauschten und von den Gläsern nippten, sobald er die Beschreibung eines Weines beendete. B. hatte unter dem Motto „Eine vinophile Österreich-Rundfahrt“ zur Verkostung geladen und den Termin in

einem Fachmagazin ankündigen lassen, Stammgäste wurden per eMail verständigt. Dass es dreizehn Besucher waren, wurde ihm erst hinterher bewusst, als es galt, das Vorgefallene zu rekonstruieren und alle an jenem Abend anwesend Gewesenen ins Gedächtnis zu rufen, um jenen zu finden, den er suchen musste. Aber auch im Nachhinein wurde ihm diese ungeliebte Primzahl nicht unheimlich, denn er wehrte sich, an Aberglauben zu glauben. Freilich, die meisten seiner Bekannten und Freunde, einschließlich seiner Frau, schüttelten später nur den Kopf über so viel Unverständnis für das Metaphysische und meinten, er hätte ahnen müssen, dass an jenem Abend oder im Anschluss daran etwas Unheilvolles geschehen würde mit dem Wein.

Seine Frau war nur gelegentlich im Geschäft, sie betreute eine Trachtenboutique im Ort und konnte daher nur dabei sein, nachdem sie den eigenen Laden geschlossen hatte. So geschah es auch an jenem Freitagabend, als sie aus der Bäckerei das bestellte und frisch gebähte Weißbrot mitbrachte, es aufschnitt und in kleine Körbchen schlichtete. B. weigerte sich, den Gästen zu den Weinen auch Käse, Wurst und andere Leckerbissen zu reichen, weil er meinte, diese würden den Geschmack der Kostproben verfälschen. Seine Frau blieb nur selten bei den Degustationen, weil daheim genug Arbeit auf sie wartete und sie die vorgestellten Weine ohnehin kannte. Dabei wäre es für sie, zeitlich betrachtet, die ideale Stunde für ein Probeschluckerl gewesen. Denn obwohl mit einem Weinfachmann verheiratet, der oft schon vormittags unterwegs sein musste, um Neues in Weingütern aufzuspüren, weigerte sie sich, tagsüber einen Schluck zu nehmen. Erst nach Sonnenuntergang gönnte sie sich das eine oder andere Gläschen, und Hans B. nannte sie wegen dieser Eigenheit „meinen Ramadan“, und das war durchaus liebevoll gemeint.

Auch an diesem Abend verabschiedete sie sich, nachdem sie Brotkörbchen und Mineralwasser bereit gestellt hatte, und B. bedauerte ihr Fortgehen sofort, aber noch mehr im Nachhinein. Denn seine Frau, war er überzeugt, schien ein besserer Menschenkenner oder -beobachter als er. Sie ahnte zum Beispiel schon im ersten Augenblick, wenn eine Kundin ihr Geschäft betrat und sich umsah, ob diese tatsächlich etwas erstehen würde oder nicht. „Das erkenne ich am Blick,“ pflegte sie zu sagen. „Wenn in den Augen so was wie lustvolle Sehnsucht aufblitzt, dann kauft die Kundin garantiert.“ Dieser Erfahrungswert war freilich in einer Vinothek nicht umzusetzen, das war Hans B. klar. Denn die Leute, die seinen Laden betraten, hatten fast alle einen Spaßgewinn beim Auswählen und Gustieren eines außergewöhnlichen Tropfens. Hans B. hätte aber später gerne von seiner Frau gehört, wie sie die einzelnen Gäste eingeschätzt und wem sie zugetraut hätte, was dann geschehen war. Als er Tage danach mit ihr darüber redete, war sie nämlich genau so ratlos wie er. „Schade,“ bedauerte sie, „ich hab’ mir die Leute gar nicht angeschaut. Eigentlich sind mir nur die zwei Damen aufgefallen, die zusammen gehörten. Ich hab’ sie sogar für lesbisch gehalten, weil sie so aneinander klebten. Aber vielleicht liege ich falsch mit meiner Einschätzung.“

„Die beiden waren schon vorher zwei Mal da gewesen,“ erinnerte sich Hans B. „Sie sind auf Rote aus dem Raum Neusiedlersee versessen.“

Sechs der Gäste waren an diesem Freitagabend dem Vinothekar nicht unbekannt. Dazu zählten die beiden erwähnten Frauen, eine um die Vierzig, die andere etwas älter, beide recht betucht wirkend in Kleidung und Schmuck. Die dritte Person, die Hans B. von vormaligen Begegnungen kannte, war ein etwa 50-jähriger Mann mit schütterem, blonden Haar und stets freundlich strahlender Miene, als würde er jeden Moment für ein Familienfoto posieren. Ob das wohl am Beruf des Kunden lag, fragte sich B., denn er wusste aus dessen Erzählungen, dass er, immer mit einer an der Brust baumelnden Digitalkamera unterwegs, in einer Tageszeitung als Fotograf arbeitete.

Der vierte Stammgast war an diesem Abend eine große, schlanke und elegant wirkende Erscheinung, ein Mann um die Sechzig, auf dessen Stirn sich jedes Mal nach den ersten verkosteten Weinen dicke Schweißtropfen bildeten, als wäre die vergnügliche Prozedur des Gustierens für ihn Schwerarbeit. Er hatte stets ein sauberes Taschentuch zur Hand, das farbmäßig mit seiner Krawatte harmonierte und mit dem er gelegentlich seine Brillen säuberte, deren Gläser so dick waren wie Butzenscheiben, und mit dem er auch die Stirn abzutasten pflegte. Hans B. gegenüber hatte er sich einmal als Notar aus Wien vorgestellt. Die restlichen beiden Gäste, die dem Vinothekbesitzer von früheren Besuchen einigermaßen vertraut waren, kamen aus einer Stadt bei Wien. Es war ein Ehepaar, er ebenfalls um die 60, sie etwa zehn Jahre jünger. Beide handelten, so erinnerte sich Hans B., mit Schönheitssalben, Düften und anderen Toiletteartikeln, die sie in Supermärkten absetzten. Die Kollektion des Paares umfasste sogar Kondome, wie die Frau Hans B. einmal verstohlen anvertraut hatte, als wäre mit diesem im Zeitalter von Aids oft überlebensnotwendigen Artikel ein unanständiger Gelderwerb verbunden.

Von den neuen Besuchern waren ihm drei scharfsichtiger in Erinnerung geblieben. Der eine war um die Dreißig, wirkte vierschrötig, zeigte aber eifriges Interesse an B.s Ausführungen über Wein. Als jemand zu vorgerückter Stunde fragte, wie er zur Weinliebhaberei gestoßen sei, erzählte er, der Dechant in L. habe ihn wiederholt nach Beerdigungen in den Keller des Pfarrhofes geladen, wo erlesene Schätze lagerten. Der Umgang des Geistlichen mit Wein habe ihn fasziniert. Wie er den Inhalt einer Flasche prüfte, die Kapsel vorsichtig entfernte, eine Bouteille sanft entkorkte, sodann am Stoppel schnupperte, den Wein ins Glas schenkte, ihn noch einmal betrachtete, schwenkte und daran wieder roch – das alles sei ihm wie eine Zeremonie erschienen. Außerdem habe der Pfarrer ihm eingeschärft, der Rebensaft werde in der Bibel mehr als 500-mal erwähnt, beschwinge die Phantasie und wirke, weil er ein von Gott gegebenes Getränk sei, sogar schöpferisch. Nach dieser unvermuteten Liebeshymne durch einen Mann, den die meisten als eher schlichtes Wesen eingestuft hatten, folgte die Frage an ihn, welchen Beruf er ausübe, ob er vielleicht wegen seiner Nahbeziehung zum

Pfarrer Mesner sei, der auch den Messwein zu verwalten habe. B. bemerkte ebenso wie die anderen Umstehenden das verlegene Zögern des Angesprochenen, das einige Sekunden dauerte, so dass sich eine gespannte Atmosphäre der Neugier ausbreitete. Schließlich beendete der Gefragte selbst das lauschende Schweigen der Anderen und sprach es aus: „Nein, Totengräber.“

Der Notar meinte: „Das ist doch keine Schande, junger Mann. Das ist ein ehrenhafter Beruf. Die Häuser, die Sie bauen, währen immerhin bis zum Jüngsten Tag, hat ein großer Dichter festgestellt. Und außerdem sind wir alle einmal auf Sie oder Ihre Kollegen angewiesen, nicht?“ Auch Hans B. sprang in die Bresche: „Nicht zu vergessen: Der Bezug zum Wein. Schon die alten Ägypter legten den Toten volle Weinkrüge ins Grab. Der junge König Tutenchamun hatte in seiner Grabkammer 36 Amphoren fürs Jenseits zur Verfügung.“

„Mir sind solche Gaben im Diesseits lieber,“ wandte ein anderer Besucher ein, der ebenfalls das Interesse von B. weckte. Der Mann bekundete nämlich eine Vorliebe für einen Trunk, den Hans B. nur als so genannten „Reparaturwein“ ins Programm genommen hatte, ehe er nach sieben Weißen eine Serie von Roten servierte. Die erste weiße Station auf B.s „Österreich-Rundfahrt“ war ein duftiger Muskateller von Mayer aus Wien, ein Wein, den B. wegen der Eignung als Aperitif einen „charmanten Gaumenöffner“ nannte. Es folgten ein nussiger, auch an Äpfel erinnernder Weißburgunder von Leth aus dem Wagramer Donauland, ein „Bilderbuchexemplar von einem feinen Fruchtkorb“, wie B. ihn charakterisierte, dann ein mineralischer, rassiger Chardonnay von Malat aus dem Kremstal, den B. als „Rennpferd auf einer Langstrecke“ bewertete, und der Riesling Smaragd Singerriedel von Hirtzberger aus der Wachau, laut B. ein „Bel Ami“, weil er ein perfekter Fruchtcharmeur sei. Aus dem Kamptal stammte der Grüne Veltliner Spiegel von den Brüdern Jurt-schitsch, dessen furioses Würzspiel auf der Aromatonleiter B. veranlasste, ihn zum „Solotänzer im Veltliner-Ballett“ zu erklären. Von der Riede Nussberg in der Südsteiermark kam ein temperamentvoller Sauvignon blanc von Gross, ein „Aromariese im Steireranzug“, und den Abschluss der Weißweintour bildete eine Traminer Spätlese von Minkowitsch aus dem Weinviertel, von B. wegen seiner Wildrosenaromen als „Rosenkavalier“ titulierte, wobei er auf den dezenten Restzucker verwies, der dem Wein Harmonie verleihe und den frühere Winzergenerationen als „Zuckerhüt!“ umschrieben hätten, obwohl sie wahrscheinlich nie in Rio gewesen waren.

Nach der Weißweinforme setzte B. der Runde einen Rosé vor, den er respektlos „Reparaturwein“ nannte, weil er den Gaumen wieder neutralisieren sollte, dessen Vorzüge er aber auch nicht verschwie. Den „Pink bliss“ von Mad im Burgenland verglich er mit einer „pinkfarbenen gekleideten, verführerischen und amourösen Lolita“.

Als nach dem förmlichen Teil der Verkostung die Anwesenden um ihre Favoriten gefragt wurden, sagte der vorhin erwähnte Besucher spontan: „Die Lolita. Sie könnte den Umsatz in meinem Betrieb steigern helfen.“

„Welchen Betrieb haben Sie?“ fragte unschuldig eine Dame, die mit einem Hund, einem semmelblonden Golden Retriever, erschienen war, der geduldig auf dem Steinboden kauerte und nur ab und zu einen treuherzigen Blick zum Frauchen hob.

„Rosa Salon heißt mein Lokal,“ antwortete der Mann. „Entschuldigen, gnä’ Frau, ich hab’ nämlich ein Bordell in Wien.“

Nicht alle Gäste hatten diese Bemerkung gehört, aber die, die sie gehört hatten, schwiegen betreten, bis der Notar sich wieder zum Fürsprecher berufen fühlte: „Auch das ist ein Gewerbe, das mir nicht unehrenhaft erscheint. Immerhin gilt es als das älteste der Menschheit und hat noch immer seinen Platz in der Gesellschaft, nicht?“

„Richtig,“ pflichtete ihm der Bordellbesitzer bei. „Wein, Weib und Gesang, heißt es. Die Moral kommt immer erst nach dem Saufen,“ fügte er lachend hinzu. Jetzt, da B. dem Lolita-Fan mehr Beachtung zollte und dieser sein Glas wieder zum Mund führte, bemerkte er ein Goldketterl am Handgelenk des Mannes und die drei blauen Pünktchen in der Daumenbeuge. Eine Wahrnehmung, die später sogar in einem amtlichen Protokoll Niederschlag finden sollte.

Die Rotweinparade, bei der B. sich auf großkalibrige Sortenverschnitte beschränkte, die seiner Ansicht nach am ehesten im internationalen Vergleich punkten würden, begann mit dem „roten Evangelium“, wie B. den „Lukas“ von Marko aus der Region Carnuntum apostrophierte, und wurde fortgesetzt mit einer „Grande Cuvée“ vom Johanneshof in der Thermenregion, wobei B. an diesem Beispiel den Gästen erläuterte, was in der Weinsprache ein „langer Abgang“ bedeutet, auf Neudeutsch „Finish“ und von älteren Hauern anschaulich „langer Schweif“ genannt. „Schon am Namen dieses grandiosen Weines sehen Sie,“ bedauerte B. „wie das Neudeutsch auch im Umgang mit Wein um sich greift. In Weinbüchern wimmelt es von Ausdrücken wie Feeling, Finish, Flair, Toasting, Touch und ähnlichen Unarten.“ B. kam, einem alten Anliegen Luft machend, immer mehr in Fahrt: „Es gibt kaum noch Weinliebhaber, nur noch Weinfreaks, so als wäre es aus der Mode gekommen, jemanden oder etwas lieb zu haben.“ Gewissermaßen als Sprachtest ließ er die Kunden raten, woher die dritte Station auf der Rotweinreise ihren Namen habe, der „Comondor“ von Nittaus aus Gols im Burgenland. Zunächst entlockte dieser Wein den Verkostern ein entzücktes, vielstimmiges „Ah!“, dann löste er nochmaliges Staunen aus, als B., weil keiner des Rätsels Lösung wusste, erzählte, der Name rühre von einem ungarischen Hirtenhund her. Dem anschließenden „Admiral“ von Pöckl aus Mönchhof bescheinigte B: „Er heißt nicht nur so, er ist auch unbestrittener Chef auf einem Flaggschiff der burgenländischen Rotweinflotte.“ Den „CMB“ von Rosi Schus-

ter in St. Margarethen weihte er verbal zum „Heiligen Drei Königs-Wein“, obwohl das Kürzel nur die Anfangslettern des Sortenverschnitts Cabernet-Merlot-Blaufränkisch bedeute, und den „terra o.“ von Heinrich im Mittelburgenland verglich er nach einem langen Blick ins Glas schmunzelnd mit einer „jungem Afrikanerin mit violetten Lidschatten und verlockenden Rum-Kokos-Früchten“. Der „Perwolff“ von Krutzler aus dem Südburgenland war der letzte Klassiker in der roten Reihe. Der Wein übe, sagte er, einen „animalischen Lockreiz“ aus und sei ein „Monument von einem Kraftlackl mit rustikalem, bodenständigen Charme“. Dabei leite man den Namen nicht von einem Wolf ab, sondern von einer alten Bezeichnung für den Herkunftsort Deutsch-Schützen. Dieser Kultwein hatte es auch jenem Besucher angetan, den sich B. neben dem Lolita-Verehrer und dem Totengräber am deutlichsten eingepägt hatte. Es war ein etwa 40-jähriger Tscheche aus Prag, der nur selten ein Wort über einen Wein verlor, obwohl das nicht an Sprachschwierigkeiten lag, im Gegenteil, der Mann konnte sich in geschliffenem Pragerdeutsch artikulieren. Das geschah, wie erwähnt, nicht oft an diesem Abend, zunächst nach der Vorstellung des „Perwolff“, von dem der Mann zwei Kisten haben wollte, weil „das endlich ein Roter“ sei, „den die Prager wieder akzeptieren werden“, wie er sagte. Als B. bedauerte, er könne von diesem Jahrgang nur drei Flaschen pro Kundschaft abgeben, beschwor der Tscheche ihn, eine Ausnahme zu machen. „Das wird ein Exportschlager, jetzt, da wir auch in der EU sind,“ meinte er. „Wir könnten gut zusammen arbeiten. Ich will nämlich in Prag eine ähnliche Vinothek eröffnen wie diese. Und wenn ich den Wein bei Ihnen hole, erspar ich mir die weite Fahrt ins Südburgenland,“ gab er zu bedenken. B. ließ sich breitschlagen und verkaufte dem angehenden Kollegen schließlich eine Kiste.

Die anderen Gäste waren nicht sehr kauffreudig an diesem Abend, so sehr B. versucht hatte, ihnen den Mund mit Weinen wässrig zu machen. Nur der Bordellchef erstand vier Kartons vom Rosé, die beiden Freundinnen zeigten sich zwar vom „Comondor“ begeistert, betonten aber, sie hätten noch einige Flaschen auf Lager. Der Notar entschied sich für eine Kiste von der „Grande Cuvée“, der Totengräber wollte nur eine Flasche vom „Rennpferd“ nehmen. Das Ehepaar, das mit Schönheits-tinkturen handelte, wählte den „Admiral“ zum Lieblingswein und kaufte eine Magnumflasche davon, der Pressefotograf nannte den Grünen Veltliner als seinen Favorit, wollte ihn aber erst beim nächsten Besuch erstehen, und die Dame mit Hund sprach sich für das „Lukas-Evangelium“ aus, bat aber, eine Sechschachtel davon erst in einer Woche, wenn ihr Mann auf Kur sei, abholen zu dürfen, denn vor ihm sei keine Flasche sicher, und sie wolle den herrlichen Rotwein in Ruhe genießen. Als B. zwei andere der neuen Gäste, einen dickleibigen Managertyp und eine um rund zwanzig Jahre jüngere Frau, fragte, zu welchem Wein sie tendierten, entgegnete die hellblonde Begleiterin des Dicken spontan, und es klang, als meinte sie es wirklich so und nicht zweideutig: „Den mit süßem Hut und langem Schwanz.“

B. musste lachen, auch andere Zuhörer schienen belustigt. „Ich weiß, was Sie meinen,“ beeilte B. sich zu sagen. „Den Traminer mit dem Zuckerhütl. Auch er hat einen langen Schweif, wie man zum Abgang sagt.“ Der Managertyp fühlte sich zu einer Klarstellung verpflichtet und sagte: „Meine Frau fährt ab auf süße Weine und lange - wie sagten Sie? - Schweife. Also, ich nimm sechs Flaschen von dem Traminer.“

Bevor B. die bestellten Weine vorbereitete, lud er die Leute ein, sich von ihrem Lieblingswein nachzuschenken. Die Gästeliste nahm er an sich, auf ihr pflegte er die Kundenwünsche zu vermerken, um sie später im Computer zu speichern. Auf diesen Zetteln hatten die Besucher Namen und Anschrift vermerkt, manche auch brav die Spalten ausgefüllt, in denen nach Handynummer, Beruf und einer möglichen eMail-Adresse gefragt wurde, über die B. seine Kunden in Ermangelung einer eigenen Homepage bequem ansprechen konnte, wenn ein neuer Kosttermin feststand oder frische Ware eingetroffen war. Bei Durchsicht der Liste fiel ihm auf, dass der Dicke, den er für einen Manager gehalten hatte, in der Berufsruhrubrik das Marathonwort „Kunstschlossereiunternehmer“ eingetragen und die entsprechende Spalte seiner Begleiterin mit einem Strich durchkreuzt hatte. Der Prager hatte die Frage nach dem Broterwerb unbeantwortet gelassen, der Bordellbesitzer „Gastronom“ hingekritzelt, der Totengräber verschämt „Gemeindeangestellter“ geschrieben, und die Frau mit dem Hund das unverbindliche Wörtchen „Privat“ eingefügt, sie war offenbar Pensionistin. Am Ende seiner Notizen auf dem Gästeverzeichnis bemerkte B., dass er einen Besucher nach dessen Wünschen zu fragen verabsäumt hatte, den letzten auf der Liste, weil er erst nach dem Eintreffen der anderen erschienen war. Der Mann war laut eigenem Vermerk „EDV-Ingenieur“. B. verpackte die gewünschten Weine und stapelte sie im Eingangsbereich der Vinothek, dann kehrte er zu den Kunden zurück, um auch den letzten Gast anzusprechen. Dieser war gut gekleidet und, wenn Eleganz sich auch in Zurückhaltung ausdrückt, eine elegante Erscheinung, er hatte bisher kaum in die allgemeine Unterhaltung eingegriffen. „Wissen Sie,“ antwortete er auf B.s Frage nach dem Lieblingswein, „ich bin ein Fan von Bordeaux-Weinen. Aber Gratulation, einige Ihrer Roten, wie zum Beispiel der Admiral, kommen den Franzosen schon sehr nahe.“ Also wieder einer, der heute nicht kauft, dachte B., doch dann entschied sich der Mann: „Geben Sie mir drei Flaschen von diesem Admiral mit.“

An den runden Kosttischen war inzwischen unter jenen, die nicht ins mittlerweile geöffnete Raucherzimmer gewechselt waren, im Anschluss an B.s vorherige Bemerkungen eine Diskussion über die Sinnhaftigkeit und Auswüchse der Weinsprache in Fluss gekommen. B. fing nur einige Bemerkungen auf, ehe er die zuletzt gewünschten Flaschen besorgte und in einem Dreierkarton verstaute. „Wie es Herr B. macht, ist es ok,“ sagte der Bordellchef. „Wie hätt’ ich sonst meine Lolita gefunden?“ Der Notar wandte ein: „Manche Wortschöpfungen, die man in diversen Fachzeitingen lesen

kann, sind schon sehr überzogen. Da üben die Autoren sich nicht in Weinbeschreibungen, sondern in Selbstdarstellungen, nicht?“

Als B. zur Kostrunde zurückkehrte, empfing ihn der Tscheche mit der Frage, wo B. seine wertvollsten Weine gelagert habe. „Wenn Sie wollen,“ schlug B., sich an alle wendend, vor, „werfen wir einen kurzen Blick in den Keller.“ Er fügte hinzu, das sei eine Ausnahme, weil mehr als zehn Menschen auf einmal innerhalb einer halben Stunde das Kellerklima um zwei, drei Grade erwärmen können, was für die Weine nicht optimal sei. Wichtig in jedem Weinkeller seien nämlich eine gleich bleibende Temperatur zwischen zehn und zwölf Grad und eine nicht zu trockene Luft.

B. empfahl, außer den Mänteln auch die Kostgläser mitzunehmen, und führte die Prozession über eine Rundtreppe in die Tiefe, auch der Hund, an der Leine seines Frauchens offenbar auf einen Gassi-Ausflug hoffend, trottete in freudiger Erwartung hinunter. Dort öffnete sich ein breites, schwachbeleuchtetes Gewölbe mit zwei Seitenröhren, das Ziegelwerk war sandgestrahlt und wirkte daher jünger als es war. Statt der Fässer, die früher an den Wänden gestapelt gewesen waren, hatte B. Nischen aufmauern lassen, in denen jetzt in dunkler Geborgenheit frische und zum Teil verstaubte Flaschenbatterien schlummerten. Kreidenotizen auf schwarzen Täfelchen über den Kojen verrieten, woher die Vorräte stammten. Die staunende Gesellschaft war einhellig der Meinung, der Ausflug in diese Unterwelt, die B. offenbar nicht jedem Besucher zugänglich machte, sei ein Erlebnis der besonderen Art. Vor allem der Fotograf schien in seinem Element und knipste, nachdem er B. um Erlaubnis gefragt hatte, eine Nische nach der anderen. Als er in einem Abteil mit der Aufschrift „Archivweine aus Österreich“ eine Sammlung von Bouteillen entdeckte, die mit schwarzem, samtigen Kellerpilz überzogen waren, rief er „Phantastisch!“ aus und warf sich auf den mit Dachbodenziegeln gepflasterten Boden, um dieses Stillleben digital einzufangen.

„Meine ältesten Österreicher,“ sagte B. „Grüne Veltliner, Rieslinge und Gumpoldskirchner Spezialitäten zurück bis zum Jahrhundertjahrgang 1947. Weine von damals zeigen keine Altersschwäche und munden noch herrlich. Leute, die so was gekostet haben, in deren Gaumen und Köpfen bleiben solche Weine wie ein Mythos verankert.“

„Was kosten diese Oldtimer?“ fragte der Lolita-Liebhaber.

„Je nach Herkunft bis zu 550 Euro pro Flasche.“ Einige Gäste reagierten mit fassungslosem Gemurmel, doch das hatte B. erwartet, Laien schienen zunächst entgeistert, wenn sie solche Preise hörten, bis er aufzeigte, wie die Kalkulationen, ausgehend von einem Grundpreis und einem jährlichen Zinszuwachs plus den Jahrzehnte langen Lagerkosten, zustande kommen.

„Haben Sie auch reife Rotweine aus Österreich?“ fragte der Mann, der als Beruf „Computerfachmann“ genannt und sich als Bordeaux-Fan deklariert hatte.

„Erst ab 1986,“ antwortete B. „Da erst ging unseren Winzern gewissermaßen das Rotlicht auf.“

„Und Weine aus dem Jahr 1965?“ wollte der Kunde wissen.

„Das war der fürchterlichste Jahrgang des vorigen Jahrhunderts,“ sagte B. „Solche Weine verkaufe ich nicht. Aber ich hab’ ein paar Flaschen von damals aus dem Weinviertel eingelagert, nur für eigene Studienzwecke.“ Dass der Besucher sich speziell nach diesem Jahrgang erkundigt hatte, wunderte ihn nicht. Er hielt ihn, nicht nur wegen dessen Vorliebe für Großformate aus Frankreich, für einen Kenner, der in der Weinwelt Bescheid zu wissen schien. Auch in Frankreich war der erwähnte Jahrgang von sehr mäßiger Qualität gewesen.

„Das schwache Jahr bezieht sich aber nicht auf die Menschen,“ betonte der Tscheche.

„Sind Sie ein 1965-er?“ fragte die Frau des Schutzgummihändlers.

„Erraten,“ schmunzelte der Prager. „Ich sage immer: Wenn der Wein sauer ist, sind die Menschen lustiger. Säure konserviert und hält jung.“

„Wo liegen Ihre kostbarsten Flaschen?“ wollte nun auch der Fotograf wissen. B. führte die Gruppe vorbei an Ziegelkojen, in denen laut Beschriftung Weine aus allen heimischen Anbauregionen lagerten, am höchsten türmten sich die gläsernen Pyramiden in der Wachau und Südsteiermark, dann ging es vorbei an Italien, Spanien, Portugal, Ungarn, Deutschland, Neuseeland, Australien, Kalifornien, Chile und Argentinien, bis die Gruppe in einem Seitenstollen angelangt war. „Hier liegt Frankreich,“ erklärte B. Das Seitengewölbe war in mehrere Nischen untergeteilt, die mit den Namen der einzelnen Anbauggebiete gekennzeichnet waren. „Und hier sind die teuersten Schätze,“ ergänzte B. und ergriff in „Pauillac“ vorsichtig einen Mouton Rothschild 1990: „Diese Flasche ist unter Brüdern 700 Euro wert.“ Bedächtig legte er sie zurück, um aus dem selben Fundus eine andere auszusuchen: „Dieser Chateau Latour 1959 ist nicht unter 2000 Euro zu haben,“ sagte er mit dem strahlenden Stolz eines Schatzmeisters. Der Fotograf geriet wieder in Entzücken, bat B., die Flasche schräg zu halten, damit man das Etikett sehen könne, und kniete nieder, um eine neue Perspektive zu probieren. „Ein Hammer!“ jubelte er. „Das muss in die Zeitung.“ Nachdem er sich aufgerichtet hatte, schlug er vor: „Sie müssten hier einmal was Aufregendes inszenieren, damit wir darüber berichten können.“

B. lachte: „Soll ich einen Mord inszenieren?“

„Mord im Weinkeller, das hat es schon im Fernsehen gegeben,“ sagte der Präservativhändler.

„Viel aufregender wär’ es, so einen Neunzehnhundertneunundfünfziger zu verkosten,“ wandte der Bordellbesitzer ein. „Das ist nämlich mein Jahrgang.“

„Dann müsste ich von jedem von Ihnen für einen Schluck mehr als 150 Euro kassieren,“ rechnete B. nach. „Ich glaube,“ überlegte er und holte ein Kostglas von einem Wandgestell, „wir werden uns das sparen und etwas Anderes probieren, einen Wein aus einer Region, die für viele noch ein Geheimtipp ist.“ B. blieb vor dem Abteil „Traisental“ stehen und fischte einen Grünen Veltliner aus

dem Hause Neumayer heraus. „Ein pfeffriger Parade-Veltliner,“ lobte B. den Trunk, den er zuerst sich, um vorzukosten, und dann den Gästen einschenkte, „ein Feuerwerk von würzigen Aromen. Ich nenn’ ihn deshalb eine Lichtrakete unter den Veltlinern.“ Da eine Flasche für 14 Gläser nicht reichte, öffnete er eine zweite. Die Besucher schwenkten den Glaseinhalt, wie sie es vorher gelernt hatten, in einer Sechserform, schnupperten und ließen eine Probe über den Gaumen rollen. Während die ersten Koster, B.s Beschreibung nachvollziehend, zustimmend nickten, erhob sich ruckartig der Hund. Er hatte den Umstand, dass sein Frauchen und die Anderen vorher die Mäntel angezogen hatten und aufgebrochen waren, zunächst als Abmarsch zum Gassigehen missverstanden. Im Keller angelangt, hatte er sich enttäuscht und seufzend, weil er noch immer nicht das Bein heben konnte, auf dem Ziegelboden niedergelassen und seither geduldig an der Seite des Frauchens ausgeharrt. Jetzt zerrte er allerdings zielstrebig an der Leine und zog die Pensionistin zu einer nahen Koje mit der Aufschrift „Weststeiermark“.

„Goldie,“ rief die Frau verwundert, „was ist los mit dir?“

„Er will einen Schilcher probieren,“ scherzte der Kondomvertreiber. „Wir kosten hier die feinsten Sachen, und der Arme leidet Durst.“

„Ich hol’ ihm eine Schüssel Wasser,“ sagte B. und wandte sich zur Rundtreppe, als das Frauchen aufgeregt stammelte: „Eine Maus! Mein Gott, Goldie hat eine Maus aufgespürt.“ Jetzt erblickten auch die Anderen das graue Tierchen, das in Todesangst neben den zwiefelfarbenen Weinen Zuflucht gesucht hatte. Die beiden Freundinnen kreischten, fassten einander an den Händen und wichen einige Schritte zurück.

„Gebt mir einen Besen, ich erschlag’ sie,“ verlangte der Bordellchef.

„Nein!“ sagte die Blondine mit energischer Entschlossenheit, „die Maus bleibt am Leben. Ich werde sie einfangen.“ Sie bückte sich, ihr halbvolles Glas in einer Hand jonglierend, um die Maus zu suchen, da huschte das Tierchen in eine benachbarte Nische. „Jetzt ist sie in der Südoststeiermark“, rief die Frau des Toiletteartikelhändlers, und der Pressefotograf brachte seinen Apparat erneut in Anschlag. B. war trotz der allgemeinen Erregung zum Spaß zumute: „Dort gibt es Vulkanböden, da wird sie nicht lang bleiben.“

„Bringen Sie mir einen leeren Karton,“ bat die Blondine, mittlerweile über den Boden robbend. Ihr Glas hatte sie auf dem Sims einer Nische abgestellt. B. wollte fort eilen, da verwarf die Blondine ihren Plan: „Nein, bleiben Sie. Ich fang sie mit dem Glas ein.“ Als sie dieses wieder ergriff, riet der Bordellchef: „Aber vorher austrinken, sonst ersäuft die Maus.“ Die Frau schüttete den Inhalt auf den Boden und näherte sich dem Versteck des Tierchens zwischen Bouteillen des „Olivin“, wie der berühmteste Rote aus dieser Anbauregion in Anlehnung an ein Vulkangestein heißt. In dem Moment wieselte das Mäuslein an der Blondine vorbei, schlug einen Bogen und flüchtete in eine Sei-

tenröhre. Der Hund zog wieder an der Leine, doch sein Frauchen war gewarnt und hielt ihn zurück. Die Blondine lief, immer noch das leere Glas in einer Hand, dem Tier nach und kauerte sich wieder auf allen Vieren nieder, als die Maus nach Burgund entwand. Inzwischen war B. mit drei Kartons zur Stelle. „Damit können Sie ihr den Weg abschneiden,“ empfahl er der jungen Frau. Sie ignorierte die papierenen Barrieren und pirschte sich in die Koje von Burgund, doch die Maus entkam abermals, lief weiter um ihr Leben und suchte schließlich einen Schlupfwinkel in Pauillac, dort, wo auch der sündteure Latour 1959 schlummerte.

„Sie weiß, wo es sich am besten leben lässt,“ meinte der Bordellbesitzer, der die Szene ebenso wie B. mit wachsender Heiterkeit verfolgte. Als B. einigermaßen amüsiert die junge Frau auf dem Boden betrachtete, die sich mit einem Riedelglas auf Mausjagd befand, stachen ihm die glitzernden Juwelenringe an den Fingern ihrer beiden Hände ins Auge. Ein kostspieliger Schmuck, schätzte er im Stillen, doch vergeblich suchte er, weil ihr Begleiter von „meiner Frau“ gesprochen hatte, den Ehering an ihrer Rechten. Irgendwie empfand er Respekt vor dieser Person, der er dieses Engagement für eine Maus nicht zugetraut hätte. Von den anderen anwesenden Damen hätte er eher so ein tierschützendes Verhalten erwartet, aber, so wurde ihm wieder bewusst, ein guter Menschenkenner war er offenbar nicht.

Die Jagd war zu Ende, die Blondine hatte das Mäuschen mit beiden Armen so in die Enge gelenkt, dass es den einzigen Ausweg im Glas sah, wollte es nicht über die Menschenhand hüpfen. Es war ein surrealer und in einem Weinkeller fast entweihender Anblick, als die Frau das im Weinglas zappelnde, zitternde Wesen hochhielt und die Öffnung mit einer Handfläche bedeckte. Der Einzige im Keller, der bei diesem Anblick Funken der Begeisterung versprühte, war der Fotograf, der die Szene auf seinen digitalen Film bannte und dabei immer wieder „Ein Hammer!“ murmelte.

„Warten Sie, ich mach’ die Kellertür auf, damit Sie hinaus können mit dem armen Ding,“ sagte B. Am Ende des Gewölbes führte eine Treppe hinauf zu einem Tor, das auf der Hinterseite des Gebäudes, eines ehemaligen Winzerhofes, und auf einen wenig befahrenen Weg mündete. Der Schlüssel, klobig und riesig wie ein Kirchenschlüssel, stak im Schloss, B. sperrte auf und drückte einen der beiden knarrenden Holzflügel auf. Jetzt eilte auch die beherzte Blondine mit Glas und Maus über die Treppe, und auf dem Weg ins Freie, in die Mäuse-Freiheit, begleitete sie der Applaus einiger erleichterter Zuschauer.

Nach der gelungenen Rettungsaktion sperrte B. das Tor ab, der mächtige Schlüssel, den er wieder stecken ließ, erweckte dabei das Interesse des Schlossermeisters: „Eine prächtige Arbeit“, lobte er fachmännisch. „So was findet man heute selten.“

„Dieser Hintereingang ist sehr praktisch,“ erläuterte B. „Manche Lieferanten bringen mir hier die Ware herein, da muss ich sie nicht durchs ganze Lokal schleppen.“

„Und wie ist die Maus herein gekommen?“ fragte der Fotograf.

„Durch den Spalt unter der Tür,“ vermutete B., „Ich muss hier eine Leiste anbringen.“

„Was sucht eine Maus in einem Weinkeller?“ wunderte sich der Schlosser, den Arm mit männlichem Besitzerstolz um seine Begleiterin legend.

„Sie werden lachen,“ antwortete B. „Die haben es nicht auf den Inhalt der Flaschen abgesehen, sondern auf die Etiketten. Der Leim unter dem Papier schmeckt ihnen ganz besonders.“

*

Vier Tage später, als Hans B. die Episode von der Maus in der örtlichen Polizeistation schilderte, unterbrach ihn sein Gegenüber ungeduldig: „Die Maus war aber nicht der Täter?“

„Sie haben gesagt, alle Einzelheiten seien wichtig,“ wehrte sich B.

„Sie glauben doch nicht, dass wir nach der Maus fahnden werden,“ konterte der Gruppeninspektor. Eigenartig, dachte B., jedes Mal, wenn er eine polizeiliche Anzeige erstatten wollte, erregte er mit einer banalen Tiergeschichte Anstoß. Vor etlichen Jahren, da war er noch mit seiner ersten Frau verheiratet und wohnte am nördlichen Stadtrand von Wien, geschah es zum ersten Mal. Er hatte seine Weinliebhaberei noch nicht zum Broterwerb erhoben und war als Grafiker in einem Automobilklub beschäftigt. An jenem Abend hatte er ein Plakat für eine Formel-1-Schau entwerfen müssen und war erst gegen Mitternacht aus dem Büro gekommen. Seine Frau hatte ihn gebeten, nach der Arbeit kurz in G., einige Kilometer außerhalb der Stadt, vorbeizuschauen. Dort ließ das Ehepaar ein Einfamilienhaus errichten, und an jenem Junitag wurde die Kellerdecke des Rohbaues betoniert. Wegen der warmen Witterung wäre es notwendig, meinten die Vertreter der Baufirma, den frischen Beton feucht zu halten und am späten Abend mit Wasser zu besprühen. B. fuhr also noch in der Nacht nach G. und begoss das Bauwerk mit dem Gartenschlauch, fast eine halbe Stunde ließ er den Wasserstrahl auf die Zementdecke plätschern. Als er fertig war, schlug eine ferne Kirchturmuhren ein Uhr, und B. brach mit seinem Kleinwagen auf. Direkt an der Stadtgrenze von Wien, wo sich damals zu beiden Seiten der Straße weite Felder dehnten, geschah der Unfall. Ein Wildhase kreuzte die Fahrbahn und wurde vom Auto erfasst, B. hörte und spürte den dumpfen Aufprall und blieb stehen. Immer schon hatte er beim Autofahren, ja sogar beim Gehen, wenn er zum Beispiel auf einem regennassen Gehsteig den Regenwürmern auswich, auf Tiere Rücksicht genommen. Er stoppte, wenn wanderlustige Kröten die Straße querten und verringerte das Tempo, wenn am Fahrbahnrand ein frei laufender Vierbeiner auftauchte. Umso betroffener war er in dieser Sommernacht, als er ausstieg und den leblosen Hasenkörper im Straßengraben sah. Aus der Gegenseite näherten sich Scheinwerfer, der Lenker hielt an, kurbelte das Fenster herunter und fragte B., ob er eine Panne habe und Hilfe brauche. B. dankte und verneinte, er habe einen Hasen gerammt, sagte er, aber am

Fahrzeug sei kein Schaden entstanden. „Na, dann wünsch’ ich guten Appetit für den Sonntagsbraten,“ lachte der Lenker und gab Gas.

B. wusste aus der Fahrschule, dass jeder Wildunfall gemeldet werden muss und dass man geräderte Fasane, Hasen oder Rehe keinesfalls behalten darf. Da er ein rechtschaffener Staatsbürger sein wollte, lud er das Tier in den Kofferraum und steuerte das nächste Polizeiwachzimmer an. B. drückte die beleuchtete Türglocke, und lange rührte sich nichts. Dann wurde ein ebenerdiges Fenster geöffnet und ein Mann mit zerzaustem Haar und schlaftrunkenem Blick fragte unwillig, was los sei. B. erwähnte sein Problem und sagte, er wolle nur darüber Meldung erstatten. „Mitten in der Nacht?“ fragte der Beamte missbilligend, öffnete dann aber die Tür. Der Posten war nur mit dem einen Uniformierten besetzt, und dieser war, das sah man an der aufgeschlagenen Decke auf der Dienstcouch, in seiner Nachtruhe gestört worden. B. schilderte sein Erlebnis, doch als der Beamte hörte, wo der Unfall geschehen war, zog er das Blatt wieder aus der Schreibmaschine (Computer gehörten damals noch nicht zur Standardausstattung in Polizeistuben). „Sie müssen zum Posten in G. gehen,“ sagte er tadelnd, aber irgendwie auch erleichtert.

„Der Unfall ist aber eindeutig nach der Stadtgrenze, schon in Wien, passiert,“ gab B. zu bedenken. Mürrisch schob der Uniformierte den Bogen wieder in die Maschine. Im Zwei-Finger-Takt hämmerte er Name, Geburtsdaten, Religionsbekenntnis (ja, das war damals noch üblich bei einer Anzeige), Anschrift und Familienstand des Anzeigers aufs Papier. Einmal vertippte er sich, riss den Bogen heraus, zerknüllte ihn und schoss ihn in den Papierkorb, um verärgert ein neues Blatt einzuspannen. Die Frageprozedur begann von neuem, und bis man beim eigentlichen Vorfall angelangt war, schien der Beamte endlich in Fahrt gekommen zu sein. Er tippte immer schneller in die Tasten, stellte die Fragen sachlich und schroff wie bei einem Verhör und schien am Ende zufrieden, eine Amtshandlung positiv erledigt zu haben. B. musste den Zettel unterschreiben und bekam eine Durchschrift ausgehändigt.

„Kann ich Ihnen den Hasen da lassen?“ fragte er. „Ich hab’ ihn im Kofferraum.“

„Glauben Sie, wir sind eine Tierkörperverwertung?“ ätzte der Uniformierte. „Sie müssen den Kadaver beim zuständigen Forstamt abliefern.“

Als B. sich nach der Anschrift des Forsthauses zu erkundigen wagte, schlug der Beamte ungehalten das Amtliche Telefonbuch auf und hielt es B. unter die Nase. „Schauen Sie nach unter Forstamt der Stadt Wien!“ B. notierte Adresse und Telefonnummer und verabschiedete sich mit einem unbedachten „Auf Wiedersehen“.

„Gute Nacht!“ stieß der Beamte hervor, und der Tonfall drückte aus, dass der Mann kein Wiedersehen wünschte.

B. kehrte zu seinem Wagen zurück, und als er den Kofferraumdeckel öffnete, um das ausgefüllte Anzeigeformular zu deponieren, traf ihn fast der Schlag. Kaum hatte er die Klapptür des Gepäckraumes gehoben, sprang der Hase heraus, orientierte sich kurz auf der menschen- und autoleeren Straße und spurtete quietschlebig, aber in ziemlicher Panik, davon. Als B. ihm starr vor Entsetzen nachschaute, ja, die Auferstehung des totgeglaubten Wildes jagte B. einen Schauer über den Rücken, da schlug der Hase noch einen Haken um einen Hydranten und entschwand in der Nacht. B. blieb einige Sekunden stehen und versuchte, das Geschehene zu verstehen. Der Hase war beim Zusammenprall mit der Stoßstange offenbar nur betäubt worden, vielleicht hatte er auch eine Gehirnerschütterung erlitten. Aber er hatte sich, als B. ihn an den Hinterläufen genommen und in den Kofferraum gehoben hatte, wie ein Toter anfassend lassen.

Jetzt lag eine Anzeige vor ihm, die fälschlicherweise den Tod des Tieres bestätigte. Die Polizei würde die Meldung ans Forstamt weiterleiten, und dieses würde von B. die Herausgabe des Hasen verlangen. B. stieß einen Fluch aus, was er sonst sehr selten tat, und dann entschloss er sich, zum Wachzimmer zurückzukehren, um den Irrtum aufzuklären. Als er zum zweiten Mal in dieser Nacht den Klingelknopf des Postens drückte, ahnte er zum Unterschied vom ersten Versuch die Reaktion des im Schlaf gestörten Beamten. Der öffnete nach einiger Zeit wieder das Fenster, und als er B. sah, schnappte er förmlich nach Luft. „Was wollen Sie schon wieder?“

„Der Hase lebt,“ antwortete B., schuldbewusst mit den Achseln zuckend.

„Sind Sie bei Trost?“ zürnte der Uniformierte und strich sich mit der Hand übers zerknitterte Gesicht, vielleicht um zu testen, ob er träume. „Warum sind Sie dann gekommen?“

„Der Hase ist aus dem Kofferraum gesprungen und davongerannt. Er war offenbar nur betäubt,“ lautete der Erklärungsversuch von B.

„Verschwinden Sie!“ plärrte der Beamte, ohne auf die Nachtruhe der übrigen Hausbewohner zu achten.

„Ja, aber die Anzeige,“ wagte B. einzuwenden. „Da steht, dass der Hase tot ist.“

„Zerreißen Sie den Schein und ...“ Den Rest der amtlichen Empfehlung über den Verwendungszweck des Papiers hörte B. nicht mehr, weil der Polizist inzwischen den Fenster zugeknallt hatte, so dass die Scheiben klirrten.

Diese Begebenheit kam B. ausgerechnet jetzt in den Sinn, als er nach vielen Jahren wieder vor einem Polizeibeamten saß, um einen Vorfall anzuzeigen. B. musste über die Erinnerung schmunzeln.

„Verzeihen Sie, ich hab’ die Geschichte von der Maus erzählt,“ entschuldigte sich B., „weil ich auch die Sache mit dem Schlüssel erwähnen wollte.“

Knapp zwei Stunden vorher hatte er die Bescherung entdeckt. Ein befreundeter Winzer aus P. hatte mehrere Kisten seines neuen DAC-Weines geliefert und schickte sich an, sie wie immer durch den

Hintereingang in den Keller zu tragen. B. wollte die versperrte Tür von innen öffnen und bemerkte, dass der Schlüssel auf dem Boden lag. Er hätte um sehr viel gewettet, dass er ihn letzten Freitagabend, als die dreizehn Kunden hier gewesen waren und die Blondine von draußen zurückgekehrt war, im Schloss hatte stecken gelassen. Wenig später, als der Weinlieferant fort war, fiel ihm eine Veränderung an einigen Flaschenpyramiden auf, und bei näherem Hinschauen erschrak er, denn aus einigen Kojen fehlten kostbare Bouteillen, die meisten aus dem Bordeaux-Fach Pauillac. Aus dieser teuren Sammlung vermisste er sechs Flaschen Latour 1959 und drei Flaschen Mouton Rothschild 1990. Fehlbestände stellte er auch im Archivabteil für österreichische Weine fest, verschwunden waren hier je drei Flaschen vom Grünen Veltliner 1947 von den Winzer Krems und vom Spätrot-Rotgipfler des selben Superjahrgangs aus Beständen der Winzergenossenschaft Gumpoldskirchen. Im ersten Augenblick verdächtigte B. den Winzer aus P. der Täterschaft, weil dieser sich einige Minuten allein im Keller aufgehalten und sich auffallend rasch verabschiedet und gegen seine Gewohnheit weder Lieferschein noch Rechnung zurückgelassen, sondern B. nur beim Fortfahren zugerufen hatte, er werde alles per Post senden, denn er müsse vor Mittag noch einen anderen Kunden erreichen. Doch als B. dann noch einmal, diesmal gezielt, alle Kojen kontrollierte, die vier Tage vorher beim Besuch der dreizehn Leute deren besonderes Interesse wachgerufen hatten, und er auch das Fehlen dreier Welschrieslinge aus dem Schreckensjahr 1965 bemerkte, da war er überzeugt, dass sein Verdacht gegen den Winzer unbegründet war. Ein Kenner würde für so einen Wein nie seine Unbescholtenheit aufs Spiel setzen, überlegte B. Immerhin, so zählte er zusammen, waren aus dem Keller Schätze im Wert von mehr als 22.000 Euro abhanden gekommen.

B. begriff nicht, wie das hatte geschehen können. Die Schlösser am Eingangsportale des Lokals waren versperrt gewesen und unbeschädigt, ebenso alle Fensteröffnungen, und auch die Kellertür war nicht gewaltsam geöffnet worden und außerdem nach dem vermutlichen Diebstahl wieder versperrt. Nur der große Schlüssel stak nicht wie sonst im Schloss, sondern lag am Fuß des Tores.

B. rief sofort seine Frau an, die, weil es bis zur Mittagspause nur noch zehn Minuten waren, ihre Boutique vorzeitig sperrte und zu ihm eilte. Als er ihr zeigte, aus welchen Nischen Weine fehlten, erinnerte er sich, dass die drei leeren Kartons, die er als Unterstützung bei der Mausjagd geholt hatte und die nach dem allgemeinen Aufbruch im Seitenstollen des Kellers zurück geblieben waren, ebenfalls verschwunden waren. In ihnen hätten genau jene 18 Flaschen, die gestohlen worden waren, Platz gefunden. Gemeinsam überlegte man, wie der Diebstahl sich ereignet haben konnte und vor allem, wer als Täter in Frage kam. Dass es jemand aus der Kostrunde gewesen sein musste, darüber waren beide sich einig. Jetzt bedauerte auch die Frau, dass sie an jenem Abend nicht in der Vinothek geblieben war. Noch einmal versuchte sie sich die Gästeschar zu vergegenwärtigen, doch wieder fielen ihr nur die beiden Frauen ein, die sie für lesbisch gehalten hatte.

„Die kommen kaum in Frage,“ überlegte Hans B. Er nahm die Gästeliste zur Hand: „Wir müssen systematisch vorgehen und alle Unverdächtigen ausscheiden. Da ist einmal der Notar. Den können wir ausklammern. Dann gab es die beiden Freundinnen, die ich für unverdächtig halte. Der Frau mit dem Hund, einer Rentnerin, traue ich so etwas auch nicht zu. Und das Ehepaar, das schon öfter hier war und, du weißt schon, das mit Kondomen und solchen Sachen handelt, die beiden scheidet meiner Meinung nach ebenfalls aus.“

„Wieviel bleiben über?“ fragte die Frau.

„Sieben,“ zählte er. „Ich hab’ von allen die Namen und teilweise auch die Anschrift. Da ist einmal der Tscheche. Der hat sich auffallend nach den teuersten Weinen erkundigt. Und er ist ein Jahrgang 1965. Das ist ein Indiz.“ B. kramte in seiner Brieftasche und zog ein Papier hervor. „Er hat einen Karton Perwolff gekauft und mit einem Scheck gezahlt. Hoffentlich ist der gedeckt.“

„Und die anderen?“ fragte die Frau.

„Einer gehört meiner Meinung nach zur Halbwelt. Er hat drei Punkte zwischen Daumen und Zeigefinger und ein Bordell in Wien. Und er hat sich sehr direkt nach dem Wert von Altweinen erkundigt, speziell der Latour 1959 hat ihn interessiert. Das ist nämlich sein Geburtsjahrgang. Er hat übrigens jedem der Männer seine Karte zugesteckt, für den Fall, dass sie sich einmal in Wien vergnügen wollen.“

„Na also, das sind ja schon zwei Hauptverdächtige,“ fand die Frau.

„Da wär’ noch einer,“ überlegte B., die Liste betrachtend. „Er ist Schlosser. Dem ist das Kunststück zuzutrauen: Ein Tor zu öffnen, ohne dass man’s merkt.“

„Aller guten Diebe sind drei,“ sagte die Frau mit bitterer Ironie.

„Ich hab’ außer einer jungen Blondine, die mit dem Schlosser hier war, noch drei Typen, die man nicht ausschließen kann,“ sinnierte B. „Ein Computerfachmann, wie er sich selber bezeichnete, und Bordeaux-Fan. Für ihn sind der Latour und der Mouton Rothschild vermutlich das Begehrtesten auf der Welt.“

„Eine kriminelle Kellerpartie,“ folgerte die Frau.

„Und der hier,“ tippte B. auf einen Namen in der Liste, „ist mir auch nicht geheuer, obwohl er schon ein paar Mal hier war. Ein Fotograf, der mir geraten hat, ich solle endlich was Aufregendes inszenieren, um in die Zeitung zu kommen.“

„Das ist gelungen,“ sagte die Frau.

„Vielleicht hat er es selber inszeniert, um seine Bilder loszuwerden,“ überlegte B. „Er hat nämlich die teuersten Flaschen fotografiert, fällt mir ein.“

„Und der Letzte?“ fragte die Frau.

„Ein komischer Kerl. Totengräber von Beruf. Er hat nur eine Flasche Chardonnay gekauft. Aber er ist mit dem Pfarrer von L. gut bekannt, hat er erzählt.“

„Auf die Geistlichkeit ist auch nicht mehr Verlass,“ seufzte die Frau. „Denk nur, was manchmal in der Zeitung steht.“

B. faltete die Liste und entschloss sich, damit zur Polizei zu gehen.

*

Bevor er die Polizeistation betrat, zögerte er und fragte sich, ob eine Anzeige Sinn habe. Er entsann sich eines Kollegen aus W., dem bei einer internationalen Weinmesse in Wien vor Jahren eine ganze Palette mit Weinen abhanden gekommen war. Die Sicherheitsbehörde konnte den Fall nie klären, und bald danach geisterte das Gerücht durch die Branche, dass eine organisierte Bande auf vinophile Kostbarkeiten spezialisiert sei und diese unmittelbar nach dem Diebstahl ins Ausland verschiebe. Winzer und Vinothekare, die irgendwo ausstellten, pflegten seither ihre Ware nachts in sicheren Räumen zu verwahren. B. vermutete freilich, dass sein Kriminalfall nicht auf eine internationale Dimension schließen ließ. Oder doch? Was für eine Rolle spielte der tschechische Besucher? Hatte er nicht selber gesagt, dass er in Prag mit Wein handeln wolle?

Am Portal des Polizeigebäudes fragte ihn ein uniformierter Wächter nach dem Anliegen und bat ihn, als er vom Diebstahl hörte, alle metallischen Gegenstände abzulegen und die Sicherheitskontrolle zu passieren, anschließend schickte er B. ins Büro 111 im ersten Stock zu Gruppeninspektor E. Dieser Beamte, sagte der Torposten, sei vom Kriminaldienst und für Fälle dieser Art zuständig. Da hat sich wahrlich einiges geändert, dachte B. zurück an den verschlafenen Inspektor, der ihn damals nach dem Vorfall mit dem Hasen ohne Körpervisite und Taschendurchsuchung empfangen, der aber bei all seiner Unfreundlichkeit (oder vielleicht deshalb) mehr persönliche Autorität verbreitet hatte, als es die technokratischen Errungenschaften von heute tun. Auch Gruppeninspektor E. schien zwar kein Ausbund an Frohsinn und Herzlichkeit, aber das durfte man von einem Polizisten, dachte B., gar nicht erwarten. Schließlich haben Menschen dieses Schlages meistens nur mit unangenehmen Dingen und kriminellen Elementen zu tun, sagte er sich, und die Beschäftigung mit dem Humus der menschlichen Gesellschaft prägt halt die Umgangsformen. E. trug Zivil, war ein bulliger Kerl mit einem Mönchskranz von Haaren, hatte tellergroße Hände und wache Augen und schien im übrigen gewohnt, die Wirkung seiner massigen Erscheinung, die B. an Filme aus seiner Jugendzeit mit Bud Spencer erinnerte, im Umgang mit Gesprächspartnern genussvoll auszuspielen. Gruppeninspektor E. schaltete seinen Computer ein: „Sie melden einen Diebstahl? Sind Sie versichert?“ B. verstand die Anspielung auf möglichen Versicherungsbetrug und verneinte: „Nur gegen Feuer und Glasbruch.“ Dann erst stellte er sich vor, schilderte, was er aus seinem Keller vermisste, und war bemüht, kurze und präzise Angaben zu machen, das, so wusste er, war im Gespräch mit einem

Behördenvertreter wichtig. Er äußerte auch seinen Verdacht, dass der mysteriöse Einbruch nach dem Besuch von dreizehn Kunden vermutlich am vergangenen Wochenende geschehen war.

„Warum kommen Sie erst heute, Dienstag?“ bohrte E.

„Ich habe Samstag Mittag den Laden zugemacht, Sonntag war ich nicht im Geschäft, und montags habe ich Ruhetag, da bin ich unterwegs im Land, um Weine einzukaufen. Erst heute Vormittag hab' ich den Diebstahl bemerkt.“ Gruppeninspektor E. traf noch immer keine Anstalten, Notizen zu machen oder etwas in den Computer zu tippen. „Am besten, Sie erzählen alles der Reihe nach,“ sagte E. und fügte einen kriminalistischen Glaubenssatz hinzu: „Denn jede Einzelheit kann wichtig sein.“ B. kam der Aufforderung nach, bis er den Zwischenfall mit der Maus erwähnte, der allerdings die Geduld des Gruppeninspektors zu überfordern schien. Erst als E. die Tatumstände mit dem Kellerschlüssel erfuhr, erwachte langsam sein Berufsinteresse. Vor allem die Kundenliste studierte er im Hinblick auf allfällige Tatverdächtige, doch er wollte den Kreis der möglichen Diebe nicht auf jene sechs oder sieben Personen einengen, die B. auf der Liste mit einem Markierstift gelb untermalt hatte, weil seiner Meinung nach Indizien gegen diese Leute sprachen. „Vorerst sind alle verdächtig, die Gelegenheit zum Einbruch hatten,“ meinte E. Er behielt auch eine von B. gelieferte Aufstellung jener Weine, die vermisst wurden, wollte aber deren genauere Beschreibung hören. „Wie schaut eine Flasche aus, die 2000 Euro wert ist?“ fragte er.

„Das sind Bordeauxflaschen vom Jahrgang 1959,“ schilderte B. bereitwillig. „Auf dem Etikett ist ein Turm abgebildet. Das Alter des Weines erkennt man an der Schulter.“

„Schulter? Was meinen Sie damit?“

„Im Alter reduziert sich das Füllniveau einer Flasche, und nach so langer Zeit kann es sein, dass zwei bis drei Zentimeter vom Wein unterhalb des Korkes fehlen. Das nennt man dann oberes bis mittleres Schulterniveau, ganz einfach, weil die Rundung unterhalb des Flaschenhalses Schulter heißt.“

„Ich bin Biertrinker,“ sagte E., und es klang wie eine Entschuldigung. Nach einer Gedankenpause fragte er: „Und wie schmeckt so was Altes?“

„Ein Hochgenuss,“ schwärmte B. „Ich hab' diesen Wein zuletzt vor zwei Monaten verkosten dürfen. In der Nase ein Bukett von Minze, Kokos, Bitterschokolade und Eukalyptus, am Gaumen ebenso, im Abgang eine süße Elegie, sag' ich Ihnen.“

Der Gruppeninspektor schüttelte verständnislos den Kopf: „Kokosnüsse, Minze und Schokolade kriegen Sie aber günstiger am Markt, und billige Duftöle aus Eukalyptusblätter in der Drogerie.“

„Man muss solche Weine als Gesamtkunstwerk sehen,“ gab B. zu bedenken.

„Eine Mona Lisa aus Frankreich?“ fragte E. mit leicht spöttischem Unterton.

„Genau! Das wär' ein Synonym für solche Weine,“ bestätigte B., unbeirrt von der ironisch herablassenden, vielleicht berufsbedingten Skepsis seines Gegenübers.

„Da seh' ich einen noch älteren Wein auf der Liste, einen 1947-er,“ sagte E.

„Das war mit 1934, 1979 und 2000 der größte Jahrgang des vorigen Jahrhunderts in Österreich,“ antwortete B. „Für mich der schönste Weißwein-Veteran, den ich je probiert habe. Der Veltliner von den Winzer Krems ist sensationell jugendlich, ewig nobel, ewig schön. Ich hab' ihn deshalb den Dorian Gray unter den Grünen Veltlinern getauft.“ B. überlegte kurz und versprach dann:

„Wenn Sie mir die Weine herbeischaffen, machen wir eine Flasche aus dem Jahr 1947 auf.“

Es klang, als nähme E. die Einladung sogleich an, indem er B. einen Termin vorschlug: „Morgen, 15 Uhr, kommen wir zu einem Lokalausweis, ist Ihnen die Zeit recht? Vermutlich bring' ich den Staatsanwalt mit. Er ist in Weinsachen bewandert und wird die Kommission leiten. Vor Jahren hat er ein paar Dutzend Weinsünder hinter Schloss und Riegel gebracht.“

*

Kaum war die Kommission in B.s Lokal eingetroffen, der Gruppeninspektor sprach nämlich tatsächlich von einer „Kommission“, obwohl außer ihm nur der Staatsanwalt und ein Tatortspezialist gekommen waren, da wurde B. mit der Frage überrascht, ob er sich das Autokennzeichen des Tschechen eingepägt habe. „Nein,“ gestand B., „ich hab' zwar eine Kiste Wein zu seinem Pkw getragen, aber auf die Nummer hab' ich nicht geachtet.“

„Schade,“ sagte der Gruppeninspektor, „Sie hätten uns Arbeit erspart.“ Man habe, schilderte er, die Filme dreier Radarboxen in der Stadt untersucht, und tatsächlich sei vergangenen Sonntag gegen 21 Uhr ein Wagen mit tschechischem Kennzeichen mit Tempo 83 geblitzt worden, und zwar im Stadtbereich auf der Route Richtung Prag. Jetzt habe man die tschechischen Kollegen, mit denen das Bundeskriminalamt in Wien schon mehrfach zusammengearbeitet habe, um Mithilfe ersucht. Der Staatsanwalt, ein hagerer Mann um die 50 mit schütterem Haar, dicken Brillen und freundlicher Miene, wie sie einem Ankläger selten zu Gesicht steht, stellte sich als Doktor Fritz K. vor und bat sogleich, den Keller sehen zu dürfen, aus dem die 18 Flaschen verschwunden seien. Der Vinothekar führte die Kommission ins Gewölbe und erklärte, wo etwas fehlte und wo er den Kellerschlüssel vorgefunden hatte. Während der Tatortspezialist das Kellertor zur Hinterseite des Anwesens untersuchte und dann von außen abzusperrern versuchte, wobei er anschließend mit einem für B. unsichtbaren Werkzeug im Schloss umherstocherte und eine mitgebrachte großformatige Zeitung unter die Tür breitete, da unternahmen der Staatsanwalt und der Gruppeninspektor einen interessierten Rundgang durch die Kellerstollen. „Fünf Meter unter der Erde,“ sagte Doktor K. anerkennend, „und dennoch ein Tatort von beachtlichem Niveau.“

Nach Minuten gesellte sich auch der Spurenexperte zu den anderen: „Es war Nachsperre mit dem Originalschlüssel, Herr Doktor.“ Dann demonstrierte er, wie seiner Ansicht nach der Dieb in den Keller gelangt war. Demnach hatte er den innen angesteckten Schlüssel von außen mit einem Drahtstück geschickt aus dem Schloss bugsiiert. Der Schlüssel fiel innen auf den Boden, von wo ihn der Täter entweder mit Hilfe einer vorher unterlegten Zeitung oder mit einem gekrümmten Draht nach außen zog. Der Spalt unter dem Tor war breit genug dafür. Anschließend verschaffte sich der Dieb mit dem entwendeten Sesam-öffne-dich Zutritt zum Keller. Nach der Tat sperrte er von außen ab und schob den Schlüssel unter dem Tor in den Keller.

B. überlegte laut: „Vielleicht war’s nicht der Tscheche, sondern der Schlosser.“ Noch immer wollte der Polizist sich nicht auf einen konkreten Verdacht festlegen, und der Staatsanwalt bekräftigte diese Taktik: „Wir schauen uns jeden genau an, vom Computer- bis zum Zeitungsfritzen und natürlich auch den Kerl vom Bordell. Der hatte übrigens, aber das vergessen Sie lieber gleich wieder, weil es längst getilgt ist, eine Vorstrafe wegen Serieneinbrüchen in Trafiken und Supermärkten.“

*

Genau eine Woche nach dem Besuch der dreizehn Kunden öffnete Hans B. behutsam eine Flasche des Traumjahrgangs 1947, allerdings nicht den Dorian Gray, sondern eine Spätrot-Rotgipfler Spätlese von der Winzergenossenschaft Gumpoldskirchen, „einen der rüstigsten Methusalems, die ich kenne“, wie B. seinen Gästen ankündigte. Gruppeninspektor E. und der Staatsanwalt saßen erwartungsfroh am Kosttisch, B.s Frau hatte diesmal, weil B. es ausnahmsweise für passend hielt, nicht nur trockenes Weißbrot zu servieren, auch eine Entenpastete vorbereitet, und die Herren griffen fleißig zu. Auf dem Nachbartisch standen drei Kartons mit Wein, es war die Diebsbeute, und B. hatte sich bereits überzeugt, dass sie vollzählig war. Am liebsten wäre er den beiden Männern um den Hals gefallen, so glücklich war er über die Zustandebringung der Schätze. Der Polizist hatte ihn vorher angerufen und sehr geheimnisvoll getan, als er gefragt hatte, ob er in der bewussten Diebstahlsache noch einmal, am besten in einer Stunde, mit dem Staatsanwalt vorbeischaun dürfe. Natürlich hatte B. sofort zugestimmt, denn eine zuversichtliche Vorahnung sagte ihm, dass die Kommission einen wesentlichen Fortschritt erzielt haben musste, wenn sie sogar nach Dienstschluss kommen wollte, und deshalb bat er seine Frau, diesmal nicht nur beim Bäcker, sondern auch im Feinkostladen einzukaufen, aber keinesfalls eine würzige Wurst, wie er betonte, weil diese mit dem Wein, den er auf-tischen wollte, nicht harmonieren würde, am ehesten wäre eine Geflügelpastete geeignet. Bei der Übergabe der drei Kartons an B. schlug der Gruppeninspektor vor, er würde die Klärung dieses ungewöhnlichen Kriminalfalles am liebsten bei einem Gläschen schildern, und B. beeilte sich zu versichern, es sei alles schon vorbereitet, die beiden Herren sollten liebenswürdigerweise Platz nehmen. Eigentlich hatte B. für den Besuch der Kommissionsmitglieder einen kräftigen

Weißburgunder vom Stift Klosterneuburg in den Kühler getan, angesichts der zurückgekehrten Schätze holte er aber rasch einen kellerkalten 1947-er, wie er es Tage vorher versprochen hatte. Der kurze Stoppel glitt problemlos aus der Flasche, und B. reichte ihn nach einer Riechprobe den Gästen: „Das ist noch immer der Originalkorken, kürzer als die heutigen, aber einwandfrei. Und beachten Sie den Weinstein an der Innenseite, bei älteren Weinen eigentlich ein Qualitätsmerkmal.“ Dann schenkte er zuerst sich ein, probierte einen Schluck, schwieg dabei, nur seine Miene verriet Entzücken, dann goss er auch den Gästen von dem goldfarbenen Trunk ins Glas. „Wir trinken hier österreichische Weingeschichte,“ sagte er endlich, und es klang eine Spur zu pathetisch. „Pures Gold, Blütenhonig in der Nase, zeitlos am Gaumen, traumhaft, geschmeidig im süßen Abgang. Meine Herren, das ist einer der elegantesten Marathonläufer der Sportgeschichte, und ich danke Ihnen, dass Sie mir auch die drei Exemplare dieses Weines wiederbeschafft haben.“

„Das ist unser Job,“ meinte der Gruppeninspektor in gespielter Bescheidenheit, während der Staatsanwalt sich andachtsvoll dem Kosterlebnis widmete. B. bat auch seine Frau, einen Schluck zu nehmen, denn dieser Augenblick sei geradezu historisch, weil auch das Unwahrscheinliche, nämlich die Klärung des Einbruchs, wahr geworden sei.

Der Gruppeninspektor griff das Stichwort auf und begann seinen Bericht: „Also, zur Klärung. Auf Grund der Verdachtslage hat Doktor K. fünf Durchsuchungsbefehle ausgestellt, gegen den Bordellbesitzer, den Schlossermeister, den Totengräber, den Computerfritzen und den Zeitungsmann. Gegen den Tschechen hatten wir keine Möglichkeit, er ist in Prag. Allerdings ist er unbescholten und auch nicht jener Raser, den wir suchen. Beim Pressefotografen waren wir ebenfalls nicht, weil der Fall vorher schon klar war.“

„Das hat den angenehmen Nebeneffekt,“ ergänzte der Staatsanwalt, „dass die Zeitung nicht informiert wurde.“

„Dafür bin ich Ihnen noch einmal dankbar,“ sagte B. „Negative Schlagzeilen brauch’ ich nicht.“

„Wir sind also,“ fuhr der Gruppeninspektor fort, „drei Mann hoch, zu den einzelnen Adressen gefahren. Zum Bordellbesitzer, zum Herrn Schlossermeister, zum Totengräber und zum Computermann. Der Bordellbesitzer hat uns bereitwillig durch alle Räume geführt. Wir haben außer einigen jungen, rassigen Frauen aus Osteuropa nur Champagnerflaschen und Roséweine gefunden.“ Der Gruppeninspektor probierte einen zweiten Schluck vom Jahrhundertjahrgang, doch so ganz nach seinem Geschmack schien der Trunk nicht, war seiner Miene zu entnehmen.

„Der Schlossermeister?“ fragte B. gespannt.

„Auch der hat uns seinen ganzen Betrieb gezeigt, ein beachtliches Unternehmen. Er hat Aufträge sogar in den Arabischen Emiraten. Der hat so einen Streich nicht notwendig, glauben Sie mir.“

„Der Totengräber?“ zweifelte B., „dem hätt’ ich so was nie zugetraut.“

„Der junge Mann lebt im Pfarrhof,“ erzählte der Polizist, „ein sehr einsamer Mensch, kommt mir vor. Er hat fast einen Nervenzusammenbruch erlitten, als er den Grund unseres Erscheinens erfahren hat. Bei der vierten Adresse sind wir fündig geworden. Das heißt, der EDV-Heini, den wir in seiner Firma aufgesucht haben, hat sofort alles zugegeben und die ganze Beute herausgerückt.“

„Der Frankophile!“ rief B. entgeistert aus. „Deshalb also!“

„Nein,“ berichtete der Gruppeninspektor den Verdacht von B. „Er sagt, dass er es nicht primär auf die französischen Weine abgesehen hatte. Die habe er mitgenommen, weil er von seinem eigentlichen Motiv ablenken wollte.“

„Vom Jahrhundertjahrgang 1947?“ fragte B.

„Nein, vom 1965-er. Das ist sein Geburtsjahrgang. Und er sagt, er habe sogar schon in Frankreich vergeblich nach einer Flasche aus diesem Jahr gesucht. Als er gehört habe, dass auch Sie nichts davon verkaufen, habe er beschlossen, den Wein anders zu organisieren. Die Manipulation am Schloss war kein Problem für ihn.“

„Mein Gott,“ sagte B. „Wenn er nur was gesagt hätte! Ich glaub, ich hätt’ ihm sogar eine Flasche verkauft.“

„Jetzt muss er mit einer Strafe von mindestens sechs Monaten rechnen,“ wandte der Staatsanwalt ein. „Aber Herr E. hat ihm nahe gelegt, alles zu unternehmen, um vor Gericht mildernde Umstände erwarten zu können.“

„Ja,“ bestätigte der Gruppeninspektor. „ich hab’ den Eindruck, er bereut die Sache wirklich. Und er will, gewissermaßen als Sühne, für Sie eine Homepage installieren. Er hat gemerkt, dass Ihre Firma solche Internetseiten noch nicht hat.“

„Aber keine Homepage um Hunderttausende Euro,“ schmunzelte der Staatsanwalt in Anspielung auf eine unvergessene Finanzaffäre um den frevelhaft teuren Internetauftritt eines Politikers.

B. fragte Doktor K., ob er dieses Angebot von einem Dieb annehmen dürfe, worauf K. ihn beschwor: „Das müssen Sie! Der Kerl soll büßen für den Blödsinn, den er verbrochen hat. Vom Richter kriegt er sowieso nur eine bedingte Strafe.“ Der Staatsanwalt leerte sein Glas, so dass B. ihm beflissen vom Gumpoldskirchner Marathonläufer nachschenkte und, noch immer überglücklich über den guten Ausgang, den Besuchern vorschlug, auch den Jahrgang 1965 zu probieren, um die skurrilen Motive des Diebes nachzuempfinden.

Der Staatsanwalt war sofort einverstanden, nur Gruppeninspektor E. fragte eher kleinlaut, weil er für die Raritäten nichts übrig hatte, ob er ein Bier haben könnte. Worauf Frau B. zum Kühlschrank eilte, um aus dem Biervorrat in der Gemüselade eine Dose zu holen, denn es kam immer wieder vor, dass Leute nach einer Verkostung förmlich nach Gerstensaft lechzten.

Kaum hatte B. eine Flasche Welschriesling 1965 geöffnet und vorgekostet, klingelte es an der Vintothektür. B. hatte den Laden versperrt, die offizielle Öffnungszeit war längst verstrichen, und schließlich war der Besuch der Kommissionsmitglieder privater Natur.

„Ein Mann will dich sprechen,“ sagte Frau B., die geöffnet hatte. Später, als das Ehepaar wieder allein war, gab sie ihrem Mann gegenüber zu, bemerkt zu haben, wie der Polizist und der Ankläger bei ihren Worten einen vielsagenden, ja sogar wissenden Blick getauscht hatten. B. betrat den Vorraum seines Lokals und traute seinen Augen nicht. „Sie?!“ stieß er mit unterdrückter Wut hervor, und eigentlich hatte er hinzu fügen wollen „Sie wagen es?!“ Aber der schuldbeladene und schuld-
bewusste Gesichtsausdruck des Ankömmlings hielt ihn ab, seine Empörung in die drei Wörter zu kleiden.

„Ich möchte mich bei Ihnen für meine Dummheit entschuldigen,“ sagte der Computerfachmann reuig. „Und ich möchte meine Dienste anbieten, falls ich Ihnen eine Homepage installieren darf. Gratis natürlich. Das hab’ ich schon mit der Polizei besprochen. Und der eine Beamte hat mir geraten, Ihnen noch heute Abend mein Angebot zu machen. Persönlich, hat er gemeint.“

B. wusste nicht, was er sagen sollte, er musste an den eben geöffneten Wein denken und murmelte schließlich: „Das trifft sich ja -“. Doch er verkniff sich die Adjektive „wunderbar“ oder „ausgezeichnet“, die in solchen Redewendungen üblich sind, denn in Gegenwart eines Diebes, so schoss es ihm durch den Kopf, konnte nichts „wunderbar“ oder „ausgezeichnet“ sein. Dafür forderte er den Mann unwirsch zum Eintreten auf und genoss es, ihn mit der Bemerkung zu überraschen: „Im Glas wartet schon Ihr Jahrgangsw Wein.“ Und dabei empfand er eine große Genugtuung, so als hätte er, wonach ihm am meisten gewesen wäre, dem Kerl einen Tritt in den Hintern versetzt.

* * *